

wie sollte sie, ohne daß er es später bemerkte, den Siegelabdruck von dem Verschluss entfernen? Sie sah genauer hin und stellte fest zu ihrer größten Ueberraschung fest, daß der aus irgendeinem Grunde bereits entfernt war. Die nächsten Minuten würden ihr also Gewißheit bringen. Kenntlich abgerund sah sie sich nach dem Mädchen um. Kaum hatte sie dieses mit einem Auftrag wieder fortgeschickt, da hielt sie auch schon das Bild in Händen, auf dessen ganzer Rückseite mit kleinen Ziffern ein Briefbogen beschriftet war. Und nun las sie:

„Liebe kleine Nena! Ich habe die Siegel, die ich bisher Deine wegen gemacht, heute Deine wegen absichtlich wieder entfernt. Ich hoffe, daß nicht nur Deine Neugierde, sondern namentlich Deine Eifersucht Dich verleiten wird, das Bild, das die Frau meines besten Freundes zeigt, und das ich nur Deine wegen auf den Schreibtisch stellte, aus dem Rahmen herauszunehmen. Es ist kein Zufall, daß Deine liebe Mutter Dich heute zum zweiten mal in mein Zimmer schickte; sie weiß, kleine Nena, daß ich Dich von dem Augenblick an liebe, da ich mich damals auf dem Verlobungsfest hinreißend lieb, Dich zu küssen. Alles weitere erzähle ich Dir mündlich, vorausgesetzt, daß Du es von mir hören willst.“

Eine kleine Weile sah sie voll freudigster Erregung hart da; dann aber sprang sie mit dem Brief in der Hand auf, um ihn, den sie schon so lange liebe, zu suchen. Doch im letzten Augenblick begann sie sich eines anderen. Sie wollte das Bild samt dem an sie gerichteten Zettel wieder in den Rahmen stellen; denn sie war es sich selbst schuldig, ihm zu beweisen, daß sie nicht die Spur von Eifersucht und erst recht nicht die leiseste Spur von Neugierde an dem Briefe an sich hatte. Sie sah diesen Beweis zu erbringen, denn plötzlich schickte sie sich, ohne daß sie sein selbes kommen gehört hätte, von ihm umfaßt und gleich darauf geküßt.

Und ohne sie ihm erklären hätte können: „Sie haben so wieder nicht gefragt, ob Sie das auch dürfen“ — da hatte sie ihn dieses Mal schon wiedergeküßt.

### Der Mann mit dem Sarg.

Von Wilhelm Ueberhorst.

Wesentlich einer Abendgesellschaft hatten sich die Herren ins Rauchzimmer zurückgezogen, um zu plaudern. Als ich dem Herrn gegenüber saß, bemerkte ich einen bekannten Arzt sagen: „Eine Zufallschickse soll ich erzählen? — Ich weiß keine! — Doch halt! Aber es ist genau genommen keine Spukgeschichte. Immerhin ist sie aberhinwoll genau. Gut, ich will sie Ihnen erzählen.“

Die Geschichte passierte mir vor einigen Jahren. Ich hatte damals meine Praxis in einem kleinen Städtchen Mitteldeutschlands. Wenn ich über Land mußte, pflegte ich zu reiten.

So hatte man mich an einem Herbstabend zu einem Kranken auf ein weitab gelegenes Gehöft gerufen. Es war Abend geworden, als ich meinen Rückweg antrat. Aber der Vollmond schien, und so war mir der nächtliche Ritt nicht unangenehm. Da es ein wenig kühl war, hatte ich den Umhang fest um mich gezogen. Ein leichter Wind strich durch die Baumkronen. Das Land lag auf dem Wege und raschelte, wenn mein Braunsattel mit den Hufen darüber streifte. Er hatte einen leichten Trab angenommen und schien sich auf den heimatischen Stall und auf das Futter zu freuen.

Pfötzlich jedoch stieg er und verlangsamte seine Gangart. Er spürte die Ehre und begann leise zu zittern. Ich sah genau an und bemerkte, daß ein Mann uns auf dem Wege entgegenkam. Der Mond leuchtete ihm; ich erkannte ihn deutlich. Er kam näher, und ich sah, daß er auf der einen Schulter einen Sarg trug. Er hatte einen bleichen Venenanzug an, wie ihn Handwerker zu tragen pflegen, und eine Schirmmütze auf dem Kopfe. Der martialische Schnurrbart hing über den Mund. Die Augen blickten geradeaus. Er schien nicht auf mich zu achten.

Als er neben uns war, ging plötzlich der Schimmel in die Höhe, so daß ich Mühe hatte, ihn zu bändigen. Dann gab er Herfengel und anzurollerte eiligst davon. Ich sah mich noch einmal nach dem Menschen um, der uns begegnet war. Aber nichts war von ihm mehr zu sehen. Er mochte in einen Seitenweg abgelenkt sein, dachte ich mir und ließ die Sache auf sich beruhen.

Au Hause erzählte ich nichts von diesem Vorfall. Aber ich frante so beständig, wer denn im Nachbarort gestorben sei. Niemand sei gestorben, erhielt ich zur Antwort. Ich erkundigte mich bei dem Sargmacher, wann er den letzten Sarg geliefert hätte. „Vor drei Wochen“ antwortete er erstaunt. „Sie als Arzt müßten es doch wissen!“

Zellam, Zellam! Wer war der Mann, der mir begegnete? Er hatte nicht geküßt! Er war so schnell verschwunden! Geheimnisvolle Anwesenheit! Erst nach einigen Wochen erzählte ich meiner Frau davon. Sie schüttelte den Kopf und meinte lachend: Ich wäre auf dem braven Schimmel wohl ein wenig einmüde und hätte geträumt!

Ich mußte noch lange Zeit über das merkwürdige Erlebnis nachdenken. Schließlich aber kamen andere Dinge dazwischen, und ich hätte die nächtliche Episode längst vergessen, wenn ich nicht eines Tages an sie sehr eindringlich erinnert worden wäre.

Es war im nächsten Sommer. Ich wollte eine Reise unternehmen, und meine Frau begleitete mich auf den Bahnhof. Der Zug lief ein, und ich suchte mir einen Platz. Endlich fand ich ihn im ersten Wagen, der von der Lokomotive nur durch den Gepädwagen getrennt war. Meine Frau war unzufrieden darüber und sagte: „Wie leicht kann ein Unfall passieren! Die vorderen Wagen sind dann immer am meisten gefährdet!“ Aber was war zu ändern? Alles war besetzt. Ich tröstete meine Frau, so gut ich konnte.

Der Zug hatte einige Minuten Rast gehalten, und wir gingen noch ein wenig auf dem Bahnsteig auf und nieder. Vor der Lokomotive blickten wir herben und betrachteten das Ungeheuer, seine großen, glänzenden Räder, die abstrahlenden Kolben und den massigen Rauch, den man jetzt wieder mit dem nötigen Wasser kühlt. Der Lokomotivheizer stand oben an die Tür gelehnt und sah auf uns herab. Meine Mütze begegnete ihm. Er kam mir bekannt vor. Ich sah genauer zu. ... War es nicht jener Mann, der mir damals in der Mondnacht auf der Schiene begegnet war, mit dem Sarg auf der Schulter? — Gewiss, er war's! Derselbe blaue Venenanzug! Dieselbe Schirmmütze! Und der Schnurrbart hing ihm martialisch über die Lippen!

Ich war meine Frau beiseite und teilte ihr meine Beobachtung mit. Sie lächelte anerkennend. Dann aber wurde sie nachdenklich. Sie sah zu dem Manne hinüber, der breit und gewöhnlich dahingab und sie angrinste.

„War es eine Warnung, damals das?“ sagte ich.

„Du läßt auf keinen Fall!“ antwortete sie mit einem pföhllichen Entschluß.

Eben riefen die Schaffner das „Einsteigen!“ Es war keine Zeit zu verlieren. Meine Frau eilte in das Abteil, wo ich meinen Platz belegt hatte, und holte meinen Koffer. Sie war kaum wieder angetreten, als der Zug sich in Bewegung setzte. Wir blieben stehen und sahen ihm noch lange nach.

Ich war ein wenig ärgerlich, weil meine ganzen Dispositionen über den Dampfen geworfen waren. Schließlich beruhigte ich mich, weil nun doch nichts mehr zu ändern war. Morgen war ja auch noch ein Tag.

Abends las ich wie immer unser Lokalblatt. Die fettdruckte Ueberchrift fiel mir sofort ins Auge: „Eisenbahnkatastrophe.“ Der Zug, mit dem ich hätte fahren sollen, war kurz nach Verlassen unserer Station auf einen ihm entgegenkommenden Güterzug gefahren. Der erste Personenwagen war völlig zertrümmert. Sämtliche Insassen waren ums Leben gekommen oder schwer verletzt.

Wortlos reichte ich das Blatt meiner Frau. Als sie es gelesen, fanden ihr die Tränen in den Augen. „Es war eine höhere Bestimmung!“ sagte sie.

Ich antwortete nichts darauf, aber ich, der ich bisher Naturalist gewesen, von nun an fühlte ich mich in der Hand eines Höheren. —

### Seidenfäden.

Sind dir die seidenen Fäden nicht lieber als ein Tau? Mich dünkt, so ist's im Leben doch oftmals ganz genau.

Denn Seidenfäden spinnen sich zart von Herz zu Herz, Wo Fäden gleich und Sinnen und Freude gleich und Schmerz.

Ja, Fäden sein wie Seide binden in ew'gem Spiel, Wenn ich von Menschen scheide, Denen mein Herz verliert.

Doch tausend Tausen halten mich nie und nimmer dort, Wo innere Gewalten Des Herzens drängen fort!

Sind dir die seidenen Fäden nicht lieber als ein Tau? Mich dünkt, so ist's im Leben doch oftmals ganz genau.

Oete Willeke, Wehlen.

### Die Mensur.

Humoreske von Rudolph Braune-Rohla.

Noch in den dreißiger, vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten die Abiturienten des Frankenhäuser Lyzeums die Wahl, je nach Neigung oder Geldbeutel des Vaters die Universität zu beziehen oder Volkshullehrer zu werden. So geschah es, daß selbst einfache Dorflehrer tüchtige Lateiner waren. Niemand der gestrenge Kathederregent, so rief die ganze Klasse: „Saluti!“ und er erwiderte würdevoll: „Gratias!“ Klavier spielen konnten die jungen Leute alle, denn das gehörte zur Bildung und in jedem guten Bürgerhause stand ein tafelförmiges Klavier, kurzweg Instrument genannt. Orgelspielen lernten sie leicht und das bisheren Geigenkrähen so nebenbei. Der Thüringer ist ja musikalisch und singt selbst dann rein, wenn der Herr Kantor auf der Geige mit einem unreinen Ton greift. Väterlicher Weise in der Krämme war groß, breit und blond wie seine Semmel, weshalb ihm ein Wigbold den Spitznamen „Semmel“ beilegte. Der ältere Sohn Fritz wurde Bäcker, aber der jüngere Konrad sollte, da er klein und schwächlich war, studieren. Als das bekannt wurde, dichtete der Wigbold folgendes Verslein:

Vaktor muß der Junge werden, Dazu hat er viel Talent, Und der alte Semmel Weiße, Kauft ihm gleich ein Instrument.

Aber Konrad konnte nicht studieren. Sein Vater legte sich hin und starb. Fritz führte das Geschäft weiter, aber die Geldmittel reichten zu einem Studium für Konrad nicht aus. Er mußte Lehrer werden. „Ist mir auch recht“, erklärte er der Mutter, denn er war Idealist und glaubte, auch als Lehrer Gutes wirken zu können. Er machte also das Abiturium, und nun galt es, eine Stelle zu suchen. Da hörte er, daß der alte Lehrer in Steinthal gestorben sei. Er fuhr mit der gelben Postkutsche bis Keldra und wanderte von dort drei Stunden durch die goldene Aue und das idyllische Thoratal nach Stolberg. Im „Mitter Vodo“ lehrte er ein und lehrte sich. Dann suchte er den Herrn Konsistorialrat auf und bewarb sich um die Stelle. „Kantor, Organist und Küsterstelle in Steinthal. Der hochwürdige Herr sah Konrads Abgangszeugnis und das Empfehlungsschreiben des Frankenhäuser Superintendenten durch, musterte den jungen dreißigjährigen Mann kritisch und sagte: „Ihre Zeugnisse sind gut, Herr Weiße, aber unter den Darjungens gibt es große, kräftige Bengel. Ich befürchte, Sie können sich nicht den nötigen Respekt verschaffen; denn Sie sind klein von Person.“ Da straffte Konrad seine kleine, aber in den letzten Jahren hämmig gewordene Figur und sagte mit Nachdruck: „In der Heiligen Schrift steht: Der Herr sieht das Herz an, aber nicht die Person.“

Da reichte ihm der hochwürdige Herr die Hand und sprach: „Sie sind mein Mann, Sie bekommen die Stelle. Uebrigens ist der Vaktor loci ein Landsmann von Ihnen, ein Herr Friede. Kennen Sie ihn?“ „Sehr gut.“ „Das trifft sich vorzüglich. Ich lege großen Wert darauf, daß Herr Vaktor und Kantor in Eintracht leben.“ Aus dem väterlichen Haus wurde für Konrad eine Wohnungseinrichtung zusammengekauft, die Steinthaler Bauern holten sie mit zwei großen Weiterwagen ab, und Konrad hielt seinen Einzug. Nach der feierlichen Begrüßung vor Gemeinde und Schuljugend machte Vaktor Friede, der etwa sechs Jahre älter als Konrad war, ihn mit der anmutigen Pastorin bekannt. Diese forderte ihn auf, ihr Haus als das seine zu betrachten. Dann führte ihn der Pastor in das Studierzimmer, drückte ihn auf das Ledersofa, über dem links und rechts von dem weißen Stürmer zwei blaue Schläger aus der Studentenzeit blühten, und sagte: „Höre, Semmel, als Konnennaler büxen wir uns selbstverständlich.“ „Gern, Vurzel!“ „Das heißt“, fuhr der Pastor fort, „wenn wir unter uns sind. Vor der Welt sind wir der Herr Vaktor und der Herr Kantor.“

Konrad trat sein Amt an. In der Schule hatte er sich bald Respekt verschafft, nachdem er den größten und stärksten Bengel gehörig verledert hatte. Ein Jahr später heiratete er ein Bauernmädchen, das Mamell auf einem größeren Gut gewesen war und sich dort Lebensart angeeignet hatte. Die beiden Frauen fanden Gefallen aneinander, zwischen Pfarrhaus und Schulhaus herrschte schönste Harmonie, Konrad dankte Gott, der ihn nach Steinthal geführt hatte, und wenn er in der Weihnachtszeit am Instrument saß, spielte er und sang glücklich das alte Bingenborfische Lied:

In dulci jubilo, Wir singen und sind froh, Unseres Herzens Sonne Zeit in processio.

Aber die Harmonie sollte gestört werden. Und das kam so: Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter, bei Sonnenglut und Kältefalten, bei Regen und Schnee waren Vaktor und Kantor jeden Mittwochnachmittag nach dem Kuerberg gewandert, um mit dem Förster aus Seilerode Stat zu spielen. Auf dem Kuerberg war man ungehört, konnte man Mensch sein und sich gehen lassen. Und der Spaziergang von je einer Stunde hin und zurück tat gut. Aber diesmal wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Der Vaktor, sonst so gutmütig, konnte auch gallig sein und war gereizt. Am Vormittag war er in Stolberg gewesen. Wegen irgendeiner Kleinigkeit wollte das gräßliche Konsistorium ihm an den Kragen. Da kam der alte Burschenschaftler über ihn, der zu ihm sagte: „Vurzel, wehre dich!“ Für Punkt 9 Uhr war er vorgeladen, und Punkt 9 Uhr drückte er auf die Klinke. Aber die Tür des Amtszimmers war noch verschlossen. Da griff er in die Tasche, zog ein Stück Kreide hervor, das er als praktischer Mensch immer bei sich trug, und schrieb an die Tür: „Für Punkt 9 Uhr hier, Friede, P.“

Es sei vormge gesagt, daß der Pastor keine Vorladung mehr erhielt. Aber er war doch unsicher, wie seine Kreidebotschaft vom Konsistorium aufgenommen würde. Dazu lastete die Schwüle eines herausziehenden Gewitters auf dem Menschen, so daß man mit einer gewissen Unlust spielte. Pöhllich rief der Kantor, als der Pastor ihm mit der Scheitelstange das Herz abtastete: „Halt, Herr Vaktor, Sie haben vorhin nicht bedient. Das geht nicht!“ Ein kleiner Irrtum, der schnell angeklärt wurde. Aber der Pastor ärzte sich um so mehr, als der Förster spöttische Bemerkungen machte. Aus Aerger, und weil es so furchtbar schwül war, trank er mehr als er vertragen konnte. Auf dem Heimweg sagte der Kantor ihm unter, natürlich nur aus Freundschaft.

Als nach dem Abendessen die Kinder zu Bett gebracht worden waren, sagte die Pastorin vorwurfsvoll: „Mein Vektor, du hast heute wohl etwas zu viel getrunken.“ Der Pastor erwiderte, weshalb dieses geschah sei. Die Pastorin grüßte seit einiger Zeit dem Schulhause, weil der Kantor in das Beereneinfachen besser gelang, und meinte, eine solche Beleidigung dürfe er nicht auf sich sitzen lassen; sie verziehe überhaupt nicht, wie er mit dem Kantor so intim sein könne.

In der Nacht entlud sich das Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte. Der Kantor hatte den Schlaf des Wechten, aber der Pastor wälzte sich ruhelos im Bett hin und her. Am Morgen hatte er endlich einen Entschluß gefaßt. Friede ließ er und sollte Frieden predigen. Aber waren nicht viele Gottesstreiter wirkliche Streiter gewesen? Er nahm die Schläger, die natürlich stumpf waren, von der Wand, schlug sie in ein altes Tuch ein, preschte sie unter den Arm und ging hinter den Gärten hinweg, damit niemand von der Gemeinde ihn sähe, nach der Schule. Unbemerkte folgte ihm die Pastorin. In der Gefahr mußte sie bei ihrem Manne sein. So handelten schon die Frauen der alten Germanen.

Der Kantor unterrichtete seelenruhig, da trat der Pastor in die Schulstube und sagte: „Herr Kantor, schicken Sie die Kinder nach Hause, ich habe mit Ihnen zu reden.“ Der Kantor hörte aus den Worten einen fremden Ton. Pfiff der Wind aus dem Loch? Da wollte er auf der Hut sein.

„Herr Kantor“, fuhr der Pastor fort, „als die Kinder gegangen waren, Sie haben mich gestern beleidigt, Sie werden sich mit mir schlagen.“ Nach einem Schläger, drückte dem Kantor den anderen in die Hand, die Hände wurden beiseite geschoben, und die beiden saßen aufeinander los, daß der Kopf von der niedrigen Decke nur so herabspritzte. (Die Bauern erzählten später: „Se flakten wie 4 Dunnerwetter w anander lusi!“) Der Pastor war zwei Köpfe größer und bei dem Kantor eine Prim nach der andern über den Kopf, aber der Kantor verzogte nicht; denn ein Thüringer Schädel kann viel aushalten. Er spähte nach einer Wölbe des Gegners, rechte sich und hieb dem Pastor eine Terg herunter, die besten linke Wade hoch aufschwellen ließ. Die beiden Frauen in der offenen Klaffenstür schrien laut auf, denn auch die Kantorin, angeleitet durch das Kampfgerölle, markierte die Frau eines alten Germanen.

Der Pastor senkte den Schläger und rief: „Semmel, du bist ein tüchtiger Kerl, wir wollen wieder Freunde sein.“ Der Herr Pastor ist ein ausgezeichneter Fechter“ sprach die flure Kantorin, und die nachgeliebte Pastorin entgegnete: „Aber auch der Kantor hat sich wieder geballt.“

Große Verböhnung zwischen Pfarrhaus und Schulhaus! Lange Jahre wanderten Pastor und Kantor nach dem Kuerberg. Lange Jahre noch wirkten sie segensreich in Steinthal, wo jetzt noch alte Leute mit Behagen das erzählen, was ihre Großeltern voll Begeisterung vom Pastor Friede und Kantor Weiße berichteten, deren Namen im Stolberger Archiv mit hohem Lob verzeichnet sind.

### Räffel.

1. Silben-Räffel.

a a n ar ba bir bo brün da dar de der dog es es len ge ge ger geh hil i i i i ja ka ken la lam ler ling lu mei mi na ne ne ni nun o on or ri rie ries ro rom sa schok se see sen sen ser si ster ti ti ti trel tro us.

Aus obigen Silben sind 20 Wörter zu bilden von nachstehender Bedeutung: 1. Rebenart, 2. Gemüse, 3. Panzer, 4. festliche Beleuchtung, 5. Berg in Palästina, 6. Stadt einer früheren deutschen Kolonie, 7. Gebirge in Mitteleuropa, 8. dänischer Dichter, 9. päpstlicher Gefandter, 10. Marmorart, 11. größeres Geschicht, 12. weiblicher Vorname, 13. russisches Fuhrwerk, 14. Insekt, 15. Gestalt von Schiller, 16. römisches Fürstengeschlecht, 17. Stadt in Brasilien, 18. Landsee in Dänemark, 19. holländisches Fischerfahrzeug, 20. Nebenfluß der Elbe. Sie sind die Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, die dritten Buchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen eines großen Dichterphilosophen der Neuzeit und den seines neuesten Werkes.

2. Vers-Räffel.

Wohl dem, dem es vereint besetzt! Weh jenem, dem getrennt es fehlt!

3. Zahlen-Räffel.

1 2 3 4 5 6  
5 6 7 8 9 2 10 10  
11 5 3 1 12 3 2 10 13  
2 9 2 3 14 4  
15 8 10 5  
16 5 17 2 3 13 15 16  
9 5 3 18 12 9 5 10 5  
5 3 4 5 16 5 8  
4 16 21 4 2 16  
10 5 15 7 4 8 21  
11 5 8 12  
5 1 1 5  
8 12 9 2 10  
19 15 10 1 5  
15 8 17 2 10  
10 2 8 16 5 16  
13 12 9 4 10 12  
18 12 13 12 9  
15 10 4 14 12 8 9  
21 4 3 5  
5 9 4 8  
14 15 21 16  
8 2 1 2 19  
5 3 5 9 5 10 20 5  
15 12 4  
13 4 2 9 2 10 20

Die ersten und die letzten Buchstaben der einzelnen Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines Liebes von Paul Gerhardt.

4. Leiter-Räffel.

„An Stelle der Punkte sind die Buchstaben: a a a a a a a d e e k l l l m n n n p p r einzusetzen. Die beiden Leiterbalken nennen jedoch zwei bekannte Wasserstraßen.“

Wafflungen der Räffel in der letzten Sonntagsnummer.

- 1. Silben-Räffel: 1. Rohla, 2. Kropf, 3. Sidonie, 4. Merkur, 5. Bloam, 6. Fernrohr, 7. Meerana, 8. Gewölbe, 9. Rabbiner, 10. Trollborg, 11. Weingartner
- 2. Multikallisches Schieber-Räffel: Wagner, Verdi, Strauss, Mozart, Fletow, Weber
- 3. Kapitel-Räffel: Judas, Feld, Fachingen, Schöps, Sennorin, solten, Odeberg, Bettelien, Nero, Schätzung, Akzent, Verdienst, Zierat, Aitosa, Fraun, Oberst, verspricht, Adoria, Bronnen, Augen, Zunge.
- 4. Räffelsprung: Bei jedem Waffeln solle die die Frage: Was ist ich Gutes an dem heutigen Tag? Und denke: Wenn die Sonne geht, so nimmt Ein Blick des Lebens mit, das mir bestimmt (Aus dem Jüdischen.)

**Bombastus**  
Mundwasser & Zahnereme  
DAS ERLENTE UND VOLLKOMMENSTE  
BOMBASTUS-WERK, FERTIGT IN GÖTTINGEN